

Flüchtlinge im Ausreisezentrum Ein Zeugnis von Thomas Staubli

In meiner *témoignage* möchte ich exemplarisch sieben Menschen oder Menschengruppen eine Stimme geben, denen ich als Seelsorger im Bundesasylzentrum von Giffers begegnet bin und die Teil jenes Eisbergs der Migration sind, von dem wir gehört haben. Leider muss ich sie aus Gründen amtlicher Verpflichtung in der Anonymität lassen, obwohl die meisten von Ihnen wohl eher möchten, dass man ihren Namen und ihre Not laut verkündet. Steigen wir also jene schmale Treppe hinauf, die zu jenem eigentümlichen Ort führt, wo sich am Schnittpunkt dreier Gemeinden, umgeben von Kühen und Wäldern, ein Gebäude erhebt, das so gar nicht in diese Landschaft passen will und das von Menschen bewohnt wird, die man nicht in diesem Land haben will. Willkommen also im Warte- und Ausreisezentrum Guglera.

1. A. aus Guinea

Die erste Migrantin, eine Guineerin, die mich in der Guglera als Seelsorger aufgesucht hat, hat mir gleich bewusst gemacht, in was für eine komplexe Welt in geschickt worden bin. «Ich bin Försterin,» sagt A. Bei uns gibt es tausend verschiedene Bäume. Natürlich gehe ich nur in den Wald mit den Kulturbäumen. In den «Heiligen Wald», den Urwald, gehe ich nicht. Er ist voller Schrecken und für mich tabu.» A. ist 2016 aus Guinea aufgebrochen, aus unerträglichen Familienverhältnissen. «Wegen den vielen Problemen musste ich die Schule abbrechen. Meine jüngere Schwester blieb bei einem Onkel.» Sie outet sich als katholisch. «Mit den Eltern bin ich gerne in die Gottesdienste gegangen und habe bei der katholischen Jugendorganisation mitgemacht.»

Auf dem Weg nach Europa hat sie mitansehen müssen, wie Menschen sterben. Die Kraft durchzuhalten gab ihr das Gebet. Wir beten zusammen. Es ist, wie ich während des ersten Satz fast etwas schockiert merke, mein erstes freies Gebet in französischer Sprache. Ich versuche, nicht zu viel zu denken, und den Grammatikzensor wegzuschließen, damit die Gedanken freier fließen. A. führt mein Gebet fort. Es ist eine Dankesfuge an den «Seigneur», der sie bis hierher geführt hat.

Sie sagt, dass sie gerne in der Bibel liest, aber leider nicht immer alles versteht. Ich frage sie, ob sie etwas lesen möchte. Sie liest voller Eifer Genesis 12-13. Über die Namen der Ortschaften und Personen stolpert sie. Ich erkläre ihr, die Zusammenhänge und dass Gott dem Abraham immer bei Heiligen Bäumen erscheine. Sie staunt. «Gibt es in der Geschichte Parallelen zu Ihrem Leben?», frage ich. «Ja, Saraï. Beide Männer (Abraham und der Pharao) wollen etwas von ihr. Sie ist nicht frei. Deshalb bin ich aus Guinea weggegangen.» Dann zeigt sie mir Reihen kleiner Punkte auf ihren Armen. «Auch hier überall habe ich solche.» Sie deutet mit einer fahrigen Bewegung auf Bauch und Unterleib. Es sind Narben einer traditionellen Initiation und zugleich langsam verschwindende Zeichen einer Welt, die sie buchstäblich hinter sich lassen wollte.

A. trägt über ihrer dunklen, ungeschmückten, bis auf die nur aus der Nähe sichtbaren Stichnarben makellosen Haut ein einfaches, geschmackvolles, grünes Strickkleid. «In Ihrem grünen Kleid sehen Sie aus wie ein lebendiger Baum», sage ich zu ihr und sie strahlt.

2. B. aus Dakar

B. ist diese Woche als einziger zum Menschenrechtsworkshop gekommen, wo ich ihn antreffe und mit ihm ins Gespräch komme. Ich begeben mich mit ihm in mein Büro, damit er ein wenig erzählen kann, denn schnell zeigt sich, dass er ein großes Mitteilungsbedürfnis hat.

B möchte seine Sexualität offen leben können. Das ist im Senegal nicht möglich. Er möchte mit seinem Freund im Aargau leben. Eine normale Einladung des Freundes hat nicht funktioniert. Obwohl er alle Dokumente ausgefüllt hatte, konnte er in der Schweizer Botschaft in Senegal nicht einmal vorsprechen und kein Visum beantragen. Er erhielt nach langem Suchen endlich ein Visum für Polen. So ist er über Polen nach Europa gereist. Da er sich nicht illegal in der Schweiz aufhalten will, ließ er sich als Asylant registrieren. Das SEM will ihn nun aber gemäß dem Dublin-Abkommen nach Polen zurückschaffen, obwohl alle Dokumente vorliegen, dass er in der Schweiz seinen Freund heiraten will. Die Warteposition im Asylzentrum empfindet er als erniedrigend. Alle seine Dokumente wurden ihm abgenommen.

Er hat Wirtschaftswissenschaften und Politik studiert. Er kennt die Schweiz sehr gut, weil er seit vielen Jahren Schweizer Zeitungen liest. Er bringt ein senegalesisches, intellektuelles Bewusstsein für die Négritude mit und ist entsprechend der traditionellen Entwicklungshilfe feind. Er ist verbittert, dass er es trotz seines Alters in der Heimat auf keinen grünen Zweig gebracht hat. Am Schluss nimmt er ein Buch von Ahmadou Kourouma mit, obwohl er ihn für einen Afrikaner mit weissem Hirn hält. «Les soleils des Indépendances» hat er schon in der Schule gelesen. Ich ermuntere ihn, seine eigene Geschichte aufzuschreiben, damit andere davon lernen können.

Vor wenigen Wochen nahm ich an einer Fortbildung zu LBGTI in Asylzentren in Neuenburg teil. Da erfahre ich, wie schwer es für solche Menschen ist, sich anderen anzuvertrauen. Seither hängt bei uns ein Willkommensplakat, das ihnen signalisiert, dass sie bei uns willkommen sind.

3. Die Kinder C. bis G.

Die Kinder im Zentrum sind phantastische Verwandlungskünstler. Wo immer sie auftauchen, verwandeln sich die Gesichter der Erwachsenen. Stacheldrähte und geschlossene Türen spielen keine Rolle mehr. Die Mongolinnen C. und D., der irakische Kurde F., die Cabindanerin F. und der Kosovare G. zum Beispiel kamen oft vor und nach dem Frühstück vorbei um zu spielen, bevor die Schule begann. Es waren konzentrierte Kinder, die Spiele wie Tangram und Memory liebten. Es war wunderbar zu sehen, mit welchem Eifer sie dabei waren und wie sie ihre kleinen und großen Erfolge genießen konnten. Es waren zeit- und ortlose Momente. Es gab einfach nur Seelen, die sich aneinander und miteinander erfreuten.

4. Flüchtlinge willkommen

Nebst den Kindern gibt es noch andere, die die Gesichter strahlen lassen: Es sind die Freiwilligen der Gruppe «Flüchtlinge willkommen im Sensebezirk». Jeden Tag kommen Asylsuchende vorbei und fragen, wann kommt Mama Africa? Und wenn sie kommt, kommen auch sie und füllen sich die Teller mit Süßigkeiten und trinken Coca-Cola und spielen und plaudern und lachen.

Ein Afrikaner hat mir mal gesagt, er finde das großartig, dass sich Menschen dafür Zeit nehmen. Er sei sich nicht sicher, ob es so etwas in Afrika auch gäbe. Es wird als Zeichen echter mitmenschlicher Wertschätzung empfunden, dass Menschen aus der Region ins Zentrum kommen und die Grenzen und Passidentitäten für einen Moment keine Rolle spielen.

5. H. aus Somalia

H. sieht mich auf dem Weg zum Frühstück. Sie ist die Tochter der Maryam. Diese starb als sie noch ein Baby war. Sie wuchs bei einer Ziehmutter auf, ging nur einen Monat zur Schule, dann sah sie Probleme. Welche, deutet nur ihr trauriger Gesichtsausdruck an. H. arbeitete in der Folge als Hirtin bei den Kühen im nordwestlichen Somalia, unweit der äthiopischen Grenze. Auf dem Satellitenbild googeln wir ihre Heimat und sie erzählt. Über Äthiopien und den Sudan («schrecklich!») floh sie Richtung Libyen. Dort arbeitete sie zwei Jahre lang bei einer Familie als Dienstmädchen. Gute Leute. Aber dann brach der Krieg aus. Sie musste weiter übers Meer, nach Italien — und dort gab es keine Arbeit.

Sie hat Schmerzen in Rücken und Bein, vermutlich ein Bandscheibenvorfall, der auf ihre Arbeit als Hirtin zurückgeht und der mit Strapazen der langen Reise und der Schicksalsschläge nicht besser geworden ist.

In einer köstlichen Mischung aus Italienisch, Arabisch, Englisch, Gestik und Mimik unterhalten wir uns fast über jedes Thema. H. möchte gerne die hiesigen Kühe sehen. Wir machen einen Spaziergang zum Stall eines benachbarten Bauern. Sie staunt und beginnt gleich, die Tiere zu füttern. Wir spazieren hinauf zum nächsten Weiler. In der Kapelle zünden wir Kerzen an und ich singe das Salve Regina. Auf dem Rückweg schildert mir die muslimisch aufgewachsene Frau in bewegenden Worten, was echte Frömmigkeit sei, dass die Religionsform nebensächlich sei und dass die Terroristen, Fundamentalisten und Gotteskrieger welcher *couleur* auch immer keine Verbindung zu Gott hätten. In ihren bunten afrikanischen Gewändern gibt die dunkle, lebensfrohe Somalierin vor der hellen Schneelandschaft ein herrliches Bild ab. Was für eine tiefgründige Widerstandskraft gegen die dunklen Mächte der Gewalt, die sie hierher gedrängt haben. Ein paar Wochen später erzählt mir H., was im Sudan schreckliches passiert ist. Eine Weggefährtin wollte nicht über die von der Polizei kontrollierte Brücke gehen, die über den Fluss führte. Sie überquerte den Fluss etwas weiter unten, wurde aber von einem wilden Tier angefallen und gefressen. Nur noch das Blut war zu sehen. H. weint beim Erzählen, weil sie die Person kennengelernt hatte. Sie musste sich damals auf der Brücke übergeben.

6. I., der Weltbürger

I., ein junger Mann mit begnadetem Körperbau, den Dread locks, an denen er meistens herumzupft, ist seit fünf Jahren unterwegs. Eltern kennt er nicht. Einen Bruder hat er in Libyen aus den Augen verloren und in Deutschland durch Zufall wiedergefunden. Nach Stationen dort und in Frankreich ist er jetzt im Schweizer Asyl angekommen. Auf seiner durchtrainierten Brust prangt ein großes, goldenes Löwenamulett. Es ist der *conquering lion*, den ich von Rasta-Bildern her kenne.

In der Menschenrechtsrunde vertritt er die Ansicht, dass die Afrikaner zu ihren Ursprüngen zurückkehren müssten. Später verkündet er, dass er Gott sei. Jeder sei Gott. Gott ist nicht außerhalb von uns. Wir haben alle potentielle Kraft in uns. Wir wissen alles und kennen alles. Ich frage ihn, ob er viel Träume. «Ja», bestätigt er, «I'm a dreamer». Seine Welt- und Gottessicht ist total präsentisch und positiv. Alles, was ist, ist gut. Gut und böse gibt es nicht für ihn. Seine Ansichten kommen ruhig und gleichzeitig aus tiefster Überzeugung aus ihm. Es ist eine Sicht, die es ihm erlaubt, sein Schicksal als Migrantennomade auf diesem Globus positiv zu deuten.

Dass das nicht bedeutet, dass er alles gelassen und apathisch hinnimmt, zeigt sich eine Woche später, wo I. vor laufender Handykamera spontan einen Rap produziert. Es ist Klasse, was er da zeigt. Wäre er mit diesem Talent Schüler in unserem System, gälte er als förderungswürdig. Jetzt ist er nur ein Dublin-Fall, der das Land baldmöglichst wieder verlassen muss. Muss ich mir um ihn sorgen machen? Er ist überall und nirgends zu Hause. Voilà sein Rap: [«World Citizen.»](#)

J.

Einem anderen Weltbürger begegne ich jede Woche in der Guglera, und zwar immer am gleichen Ort, außerhalb des Zentrums, bei der Straßenkreuzung, wo jetzt die ganzen Informationstafeln für Sportler stehen. Seine Arme sind ausgebreitet. Von weitem habe ich den Eindruck, dass er die Menschen mit dieser Geste hier willkommen heißen möchte, doch wenn ich näher trete sehe ich, dass er an einem Holz hängt, befestigt mit Nägeln, sein Körper blutüberströmt, seine Blick traurig nach unten gesenkt.

Die Einheimischen fahren in Autos mit vollen Milchanhängern an ihm vorbei. Oder sie joggen mit Kopfhörern in den Ohren vorbei und würdigen ihn keines Blickes. Einige Flüchtlinge bleiben manchmal verwundert stehen. Die Georgier gehen zu ihm hin, berühren seine Füße mit den Fingerspitzen und küssen diese dann. Wenn ich ganz nahe an ihn herantrete höre ich ihn flüstern: «Ich war in Ägypten fremd, und sie haben mich aufgenommen, aber die meinen kennen mich nicht.»

Ich darf seinen Namen sagen, er unterliegt nicht meinem Amtsgeheimnis... noch nicht. Ich bin sogar aufgerufen, seinen Namen zu heiligen. Er heißt Jesus und ist König, der Sohn eines mächtigen Vaters. Dieser hat sein Reich jenen versprochen, die gastfreundlich sind: «Empfangt als Erbe das Reich, das euch bereitet ist von Grundlegung der Welt an... denn ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen!»
Amen

